rend die schwestersprachen ecclesia gebrauchten und umwandelten.

Bornheim bei Frankfurt a. M. im december 1861.

Lorenz Diefenbach.

De carmine Wessofontano et de versu ac stropharum usu apud Germanos antiquissimo disseruit Karolus Müllenhoff. Berolini, typis academicis. 1861.

Diese neue schrift des scharfsinnigen verfassers, mit welcher er zu der rede, die er beim antritte seiner ordentlichen professur an der universität Berlin zu halten hatte, eingeladen, verdient in vollem mafse allen denen bekannt zu werden, welche sich aufrichtig um die reste unserer ältesten deutschen poesie und um deren form bekümmern. Darin hat gewifs M. nicht den leisesten widerspruch zu gewärtigen, wenn er aus äufsern in der überlieferung liegenden und innern gründen das sogenannte Wessobrunnergebet in drei sicher auszuscheidende theile zerlegt, deren erster den anfang einer vorchristlichen, der zweite den einer christlichen weltschöpfung enthält, der dritte als schlufs ein gebet hinzufügt. Der verfasser des gebetes, dem seine eigene poesie nicht recht gelingen wollte, scheint der schreiber des ganzen zu sein, und da ihm weder bedeutung noch form dessen, was er nach irgend welcher überlieferung geschrieben, klar war, dasselbe mehrfach interpoliert zu haben. Nach einigen merkwürdigen sprachlichen überresten schliefst Müllenhoff auf altsächsische abfassung des ersten theiles, welcher dann ins oberdeutsche übertragen wurde. Die kritische betrachtung der merkwürdigen composition führte auf eine einläfsliche besprechung des altdeutschen verses und auf die frage, ob auch im bereiche des altdeutschen sich strophengattungen finden, welche bis jetzt noch nicht erkannt sind. Was der verehrungswürdige, auch uns unvergefsliche Lachmann in seinen so aufserordentlich instructiven vorlesungen und in stricterer form in seinen schriften als wesentlichen charakter des deutschen kurzverses aufstellte, wird hier auf's klarste auseinandergesetzt, und zugleich aus demselben gegenüber Wackernagel und andern forschern, wie es uns scheint, überzeugend nachgewiesen, dafs wir in dem viermal

gehobenen verse, welcher zunächst durch allitteration, aber gewiſs schon recht früh auch durch den schluſsreim mit einem zweiten verbunden ist, den echt germanischen, auf dem auch der nordische und angelsächsische beruhen, vor uns haben. Es ist hier nicht der ort auf den innern bau dieser reihen einzugehen, in welchem, wie Lachmann längst nachgewiesen, die quantität der silben wohl eine wesentliche rolle spielt; nur auf eine, wie uns scheint, nicht unbedeutende analogie wollen wir hinweisen, die sich im altlateinischen saturnier findet, wenn wir Ritschls bestimmungen über denselben annehmen. Folgte M. in der Zeichnung des deutschen verses seinem lehrer Lachmann, doch so, daſs sich weitere eigene forschung in schönem maſse kund thut, so verfährt er nun sehr selbständig in der darstellung einer altdeutschen strophengattung, welche er erst entdeckt hat. Er findet im ersten liede unseres gedichtes mit bewundernswürdigem scharfblicke die strophe, welche altnordisch lioðahâttr benannt ist, die strophe, welche in ihrer strengsten form aus zwei langversen besteht, die in ihrer hälfte auf einander reimen und deren jedem ein kurzvers ohne reim, aber regelmäſsig gemessen, nachschlägt. Auch hier sieht M. in der deutschen form das Vorbild für die nordische; und wie in der kunstreichen strophe, so auch in der einfachern, welche aus vier in einander reimenden langversen besteht. — Sehr beachtenswerth sind die einzelnen punkte der untersuchung über unser gedicht, und auch für die kenntniſs der sprache liegt vielfacher gewinn darin. Zunächst sieht M. in der form dat für daȝ einen überbleibsel der sächsischen abfassung, und nicht minder in dem auffallenden gefregin. In diesem findet er nicht ein präsens für gefraginu, das auch seiner bedeutung wegen hier nicht paſste, sondern nach den bestimmtesten analogieen ein präteritum, entstellt aus gafragn. Auf dieselbe quelle weist die formel mit firahim, und darin sonderlich der gebrauch von mit für uutar. In firiuuizzò sieht der verf. nicht einen genetivus von firiuuizzî für firiuuizzînô, sondern von dem wohlbegründeten neutrum firiuuizzi. Um die bedeutung des wortes zu bestimmen, wendet er aber eine beobachtung an, die unsers Wissens von Lachmann ausgegangen ist. Nimirum substantiva quae abstracta dicuntur veteris linguae longe plurima non solum facultates vel proprietates rerum ac personarum, sed etiam complexionem rerum subiectarum declarant, velut guotî et bonitatem et id quod

bonum est u. s. f. Firiunizzi heifst hier „wunder". Ero ist ein ἅπαξ λεγόμενον. Ueber die declination des wortes spricht M. nicht; Wackernagel sieht darin ein starkes neutrum. Grimm myth. s. 229 fafst es als männlich oder weiblich. Sollte es nicht doch dasselbe wort mit arvum sein und o für u, v stehen? Wackernagel meint das wort mindestens noch in der zusammensetzung zu finden, nämlich in iener und niener, und dagegen läfst sich kaum stark streiten. Aus formellen und innern Gründen wird der Vers noch paum u. s. f. gestrichen, der folgende Halbvers dann wunderschön mit suigli sterro ergänzt, und darin nohhein statt nohheinig gelesen. Die Ergänzung von stërro allein genügt nicht, da st auf s nicht hinreichend reimt; suigli aber, ags. suegle ist ein treffliches epitheton von stërro. M. bemerkt, dafs in diesem worte, welches im oberdeutschen sich sonst nicht finde, die bedeutung des glänzenden von dem tone ausgegangen, wie uns goth. sviglôn αὐλεῖν, deutsch suëgala tibia, fistula u. s. f. zeigen, wie das auch in gelf neben gelf latratus und gelfen latrare und wiederum in hell, grell und schreiend vorkomme. Vergl. die gelehrte dissertat. XX de vocabb. senss. von Lobeck hinter seinem Ρηματ., s. 343: Quin etiam clarus si cum calare, κλεῖν, κλύειν comparatur, soni potius quam coloris proprium videbitur. Scharfsinnig und treffend wird mit tilgung von scein und heraufziehung von liuhta die zweite hälfte des zweiten langverses hergestellt: noh sunnâ ni liuhta, und es bleibt nun noch der schlufs noh mâno noh der mâreo sêu. Die erwähnung des meeres deutet wieder stark auf den Sachsen hin. Mâreo sêu aber, nicht mareosêu schreibt der verf. und bestreitet die berechtigung dieses mit got. marisaivs zu vergleichen. Sehr wichtig ist seine beobachtung, dafs ursprünglich die stämme auf -ia und selbst im gotischen noch nur mit bestimmten ausnahmen in der composition beide vokale behalten, wie Χαρι-ό-μηρος u. s f. zeigen, dafs aber kaum noch im achten Jahrhundert das in Sachsen oder Oberdeutschland vorgekommen sei. Im Hildebrandsliede sei darum arbeô laosa zu lesen, und im Merseburgerspruche sei das o von cuniowidi aus dem folgenden halbvokale entstanden. An letzterer stelle liest übrigens Wackernagel in seinem wörterbuche cuniô widi und möchte, wie es scheint, in cuni (für älteres cuno, cunu?) das griechische γόνυ wiederfinden, immerhin eine prekäre auslegung. Mâreo heifst in unserm liede der sêu nicht,

weil es nur durch die sage bekannt, sondern weil er oft erwähnt und grofsartig ist; bezeichnet doch mâri überhaupt nur das, woran man denkt und gerne denkt, so dafs wir heute noch in oberdeutschen dialekten hören: das ist mer ebeso maer als sell u. dergl. Sêu endlich wird richtig sêw gelesen.

Ist uns der erste abschnitt unseres gedichtes allerdings wegen des inhalts und der sprache am wichtigsten, so hat doch auch der zweite seine Bedeutung und ist auch der dritte nicht ohne gewinn für uns. So finden wir da ein sicheres beispiel von in mit dem accusativus (in dînô ganâdâ) für nach, gemäfs, im zweiten gedichte mit dem accusativus vorgesetzt, was uns nicht verleiten darf auch diesen theil für ursprünglich sächsisch zu halten. Wenteô nimmt der verf. als genetivus von wentî, wo wir wentînô erwarteten, und dazu ist er durch ein mildô von mildî, und (im Hêliand) huldiô von huldî eher berechtigt als durch tureô von turi; übrigens ist Wackernagels deutung auf ein neutrum wenti nicht als unmöglich zu setzen. Manno miltisto ist ein merkwürdiger ausdruck für gott, der nur halb richtig mit dem vedischen náras für götter verglichen würde. Werfen wir die erst vom schreiber hinzugesetzten wörter dâr uuârun zwischen enti und manakê hinaus, so gewinnen wir einen richtigen vers. Die wörter Enti cot heilac nimmt M. noch zum zweiten theile, und damit bricht dieser ab, und es beginnt das gebet, in welches oft gebrauchte formeln und selbst zwei überlieferte langverse aufgenommen sind. Auf seite 30 stellt der verf. den von ihm gewonnenen text, auf s. 31 dessen übersetzung dar, diese mit den überschriften

a) anfang eines heidnischen cosmogonischen gedichtes im lioðahâttr;

b) Bruchstück der christlichen fortsetzung von dem sturz der engel und der weltschöpfung in epischen langversen.

c) Anhang eines christlichen schreibers, ein aus allerlei reminiscenzen zusammengesetztes gebet ohne festes metrum.

Wir dürfen dem verf. herzlich dankbar sein für die reiche gabe, welche er uns in diesen blättern geboten.

Zürich, im december 1861. H. Schweizer-Sidler.